

Aussterbende Berufe

Autor(en): **Zeller, Willi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **254 (1975)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-376150>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aussterbende Berufe

von Willi Zeller

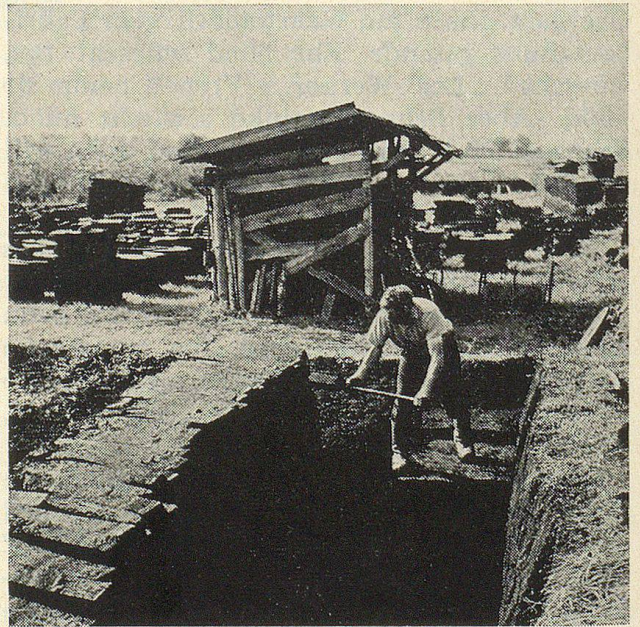
Der Turbenstecher

Noch ums Jahr 1800 gehörte zu jedem Hofgut des St. Galler Rheintals neben Äckern und Wiesen ein ansehnliches Stück «Turbeland», das heisst Torfboden, wo der Besitzer sein Heizmaterial für den Winter aus dem nassen Grunde stach. Nicht anders war es im «Totmoos» bei Einsiedeln, dem umfangreichen Moorgebiet, das längst im künstlich angelegten Sihlsee ertrunken ist. Und wenn wir daran denken, dass im ausgedehntesten Hochmoor der ganzen Schweiz, im Tal von Les Ponts-de-Martel (Neuenburger Jura), aus den bis zu acht Metern tiefen Torflagern während der Zeit der beiden Weltkriege bis zu 20 000 «bauges», das heisst Karrenladungen zu je etwa drei Kubikmeter «Turben», abgeführt wurden, lässt sich denken, dass vormalig das Torfstechen eine recht einträgliche Beschäftigung war. Im Zeitalter der grosszügigen Meliorationen und Ölheizungen ist dies freilich anders geworden.

Unsere Leser wissen vermutlich, dass Torf sich ausschliesslich aus pflanzlichen Bestandteilen zusammensetzt, welche innert Jahrtausenden in den früher weitverbreiteten Sümpfen und Riedern wuchsen und starben und in grösserer Tiefe durch den Druck zu einer homogenen Masse wurden, die wegen ihres reichen Kohlenstoffgehaltes als Brennmaterial von alters her geschätzt war. Weil das reichlich vorhandene Wasser den genügenden Zutritt des Luftsauerstoffs verhindert, wird die Fäulnis weitgehend unterbunden; dies ist der Grund, dass sich — tief im Grund verborgen — oft noch mächtige Baumstämme, Tiere, Gegenstände vergangener Kulturperioden finden, die überraschend gut erhalten sind. So erinnern wir uns eines Fundes aus dem nördlichen Dänemark, der seinerzeit in

Kreisen der Wissenschaftler hohes Aufsehen erregte: der Sarg eines Kriegers in fast vollständig erhaltenem Gewand und mit gesamter Ausrüstung kam zum Vorschein; er muss in der Bronzezeit gelebt haben und wurde vor schätzungsweise 3000 Jahren bestattet. Solch kostbare Funde sind zwar aus der Schweiz nirgends bekanntgeworden; wohl aber sind heute die Botaniker imstande, durch die mikroskopische «Pollenanalyse» anhand des in tiefen Lagen unverändert erhaltenen Blütenstaubes die Vegetationsfolge genau anzugeben.

Unser Bild aus einer ganzen Reihe zeigt, wie der Turbenstecher — anderwärts auch «Schollengräber» genannt — arbeitet. Zunächst muss die oberste, noch nicht genügend zersetzte Pflanzenschicht abgehoben werden; dann erst werden in gleicher Grösse die Soden oder Schollen herausgestochen und emporgehoben. Noch sind sie vollständig durchnässt; sie werden so gelagert, dass sie im durchstreifenden Wind und der Sonnenhitze völlig austrocknen können. Die «Turbenschöpfe» oder «Schollenhütten» haben zwar ein regendichtes Dach, als Wände aber lediglich einen fugenreichen Bretterverschlag, damit jeder Luftzug Zutritt hat. Man darf nicht vergessen, dass der frischgestochene



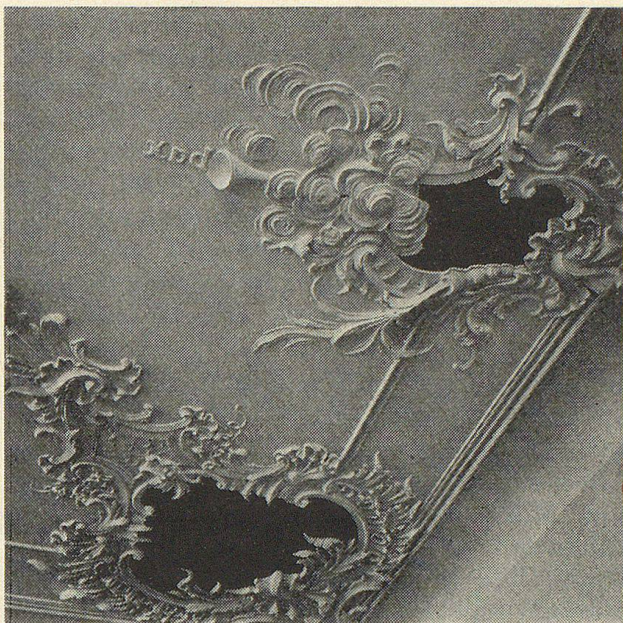
Torf 80—90 Prozent Wasser enthält. Daher rührt auch sein typisch «speckiges» Aussehen.

Für den Naturfreund aber können die immer seltener werdenden Hochmoore der Schweiz mit ihrem rätselvollen pflanzlichen und tierischen Leben eine einzigartige Fundgrube werden; die dunklen «Schollenlöcher» mit ihrem schwarzbraunen, oftmals irisierenden Wasser aber sind eine letzte Erinnerung an jene Zeiten, da noch der Turbenstecher in der brandheissen Ebene seinem mühevollen Gewerbe nachging.

Der Stukkateur

Vielleicht ist der eine oder andere unserer Leser auf seinen Wanderungen und Skifahrten zur Abwechslung oder um den Schlechtwettertag herzubringen in eine der zahlreichen Barockkirchen unserer Heimat getreten und hat mit Verwunderung den Schatz an Ornamenten und Figuren betrachtet, welche das Gotteshaus schmücken. All diese Dinge bestehen aus «Stuck», das heisst aus einer aus Gips und anderen Zusätzen gemischten Masse, welche weich aufgetragen und geformt werden kann und nach dem Erstarren so blendend weiss schimmert, dass sie dem Laien echten Marmor vortäuschen kann. Namentlich aus dem Tessin und der bündnerischen Talschaft Misox sind wahre Meister der Stukkatur hervorgegangen, die ihre Tätigkeit bis nach Salzburg und Wien ausdehnten und selbst in polnischen und russischen Adelsschlössern ihre überquellend reichen Dekorationen schufen.

Wie aber steht es heute: Wer in eines der modernen reformierten oder katholischen Gotteshäuser tritt, wird vergeblich nach Stukkaturen suchen. Meist starrt uns der nackte «Sichtbeton» entgegen, der sich «werkgerecht» vorstellt und auf jegliches Geltenwollen verzichtet: Die «neue Sachlichkeit» braucht keine schnörkelhaften Zierden. So beschränkt sich die Tätigkeit der wenigen noch werkenden Stukkateure unseres Landes grossenteils auf die Instandhaltung und Restaurierung bedeutender Kunstdenkmäler



aus vergangener Zeit, deren Erhaltung eine nationale Aufgabe ist, schon gar im Hinblick auf all die baulichen Kostbarkeiten, welche in unseren Nachbarländern während der Bombennächte des Zweiten Weltkrieges zugrunde gingen. Solche Restaurierungen werden unter der Aufsicht der kantonalen und eidgenössischen Denkmalpflege durchgeführt; es ginge ja nicht an, solch kunsthandwerkliche Arbeit dem erstbesten Maurer oder Gipser zu überlassen.

Wer nun während Stunden Zeuge wird, mit welcher Sorgfalt, welchem Fingerspitzengefühl oft genug in schwindelnder Höhe und auf schwankendem Gerüst die Stukkateure ihrem Werk obliegen, Risse im Gewölbe auszubessern haben, abbröckelnde Girlanden oder Engelsflügel reparieren, jede Einzelheit in Laubgewinden, Rocailles und Blumenornamenten überprüfen, dem wird bewusst, dass es hier nicht um eine manuelle Serienarbeit geht, sondern um ein Einfühlen in den «Geist des Barocks und Rokokos», das eine künstlerische Veranlagung voraussetzt und dem Tempo unserer rationalisierungssüchtigen Gegenwart völlig fremd ist.

Einer der fähigsten Stukkateure unseres Landes kam vor mehr als fünfzig Jahren von

Österreich hergewandert; damals galt es, Schiff und Chor der einzigartig reichen Klosterkirche zu Einsiedeln zu restaurieren. Es wäre wünschbar, dass sich auch aus den Reihen unseres eigenen Volkes, vielleicht aus dem Tessin oder einer der italienischen Bündner Talschaften als der eigentlichen «Stukkateurlandschaft» früherer Jahrhunderte, wieder Kunsthandwerker fänden, welche aus Überzeugung teilnehmen würden an der Erhaltung und fachgerechten Instandstellung der schweizerischen Kunstdenkmäler aus der Epoche des Barocks und Rokokos. Wir erinnern uns an den «kaiserlichen Hofstukkateur» Alberto Camessina aus San Vittore im untersten Misox, der zwischen 1675 und 1756 in Salzburg und Wien wirkte und Werke hinterlassen hat, vor denen uns noch heute das Staunen packt.

Vom Flachsenbau zur «Brächetete»

Gewiss, der Flachsenbau ist kein eigentlicher Beruf, wohl aber ein einst weitverbreiteter Bestandteil des bäuerlichen Gewerbes, der sich nur noch in wenigen Gegenden bis in unsere Zeit erhalten hat. Noch zu Jeremias Gotthelfs Zeiten galt ein «wackerer Flachsblätz» für eine Emmentaler Bäuerin als Ehrensache; doch mit dem unaufhaltsamen Rückgang der Selbstversorgung, dem Mangel an bäuerlichen Dienstboten und dem fortschreitenden maschinellen Betrieb hat auch der «Flachsblätz» seine Tage gesehen.

So aber vollzog sich von alters her der Werdegang, den wir im Titel umreissen: Bei Zeiten im Lenz wird der Flachssame in tiefgründigen Boden gesät. Bei feuchter Witterung beginnt er rasch zu keimen und ist nach etwa drei Monaten schon reif geworden, was namentlich für Berggebiete wichtig ist. Ist die Vollreife erreicht, so werden die Halme sorgfältig ausgerupft — also nicht geschnitten, weil sonst die Samen, die zur Ölgewinnung weiterverwertet werden, ausfallen würden. Direkt anschliessend wird auf dem Acker «geriffelt»: Auf eine Bank ist in der Quere



ein Kamm mit langen Eisenzähnen geschraubt; durch diese werden vom sitzenden Bauern oder seiner Tochter kleine Halmbündel gestreift, so dass die Samen ausspritzen und auf die untergelegte Blache fallen. Zugleich werden durch diese Tätigkeit auch die Flachsblättchen und Seitenästchen, die unverwendbar sind, weggerissen. Nach dem Riffeln bleibt das «Flachsstroh»; es setzt sich aus dem Holz, der Rinde, dem Mark und zu einem Viertel aus Bast zusammen, der für die Faser-gewinnung einzig in Frage kommt. Er kann entweder durch das «Rösten» abgelöst werden, das heisst dadurch, dass man das Flachsstroh heissem Wasser oder Dampf aussetzt — oder aber dadurch, dass man die Halme nebeneinander in eine seichte Mulde legt, mit einem Brett beschwert und dann ein Bächlein drüberleitet. Zwei bis drei Wochen wird das Material sich selber überlassen; durch die natürliche Gärung wird der in den Halmen enthaltene Klebstoff aufgelöst und so der Bast gelockert. Zehn Tage lang wird er hernach getrocknet, wobei man es nicht ungern hat, wenn es gelegentlich daraufregnet, weil so die Fasern nicht zu spröde werden. Es folgt das «Brechen», das entweder von Hand mit der «Räätsche» oder aber mit dem «Flachsbleuel» erfolgt, in welchem durch ein Wasserrad und seine Welle gehobene Pfosten auf die Fasern niederfallen und sie so biegsam machen. Jetzt folgt das «Hecheln», bei welchem

die Faserbündel von zwei Frauen an den Enden gefasst und erst durch grobe, dann immer feinere Kämme gezogen werden, bis auch die letzten Unreinigkeiten und die zu kurzen Fasern ausgefallen sind. Nun erst ist der Flachs zum Verspinnen bereit — dies ist das «Werg», das sicher manche unserer Leserinnen und Leser schon an der Kunkel jenes Spinnrädleins gesehen haben, das in der Stube der Grossmutter oder im nächsten Heimatmuseum steht als Erinnerung an eine ferne Zeit, die man nur noch vom Hörensagen kennt. Wie alt jedoch diese Tätigkeit ist, beweist die Tatsache, dass sich in den Pfahlbauten unserer Schweizer Seen Zeugen vorgeschichtlicher Flachskultur gefunden haben. «Hecheln» und «Räätschen» wird heutzutage nur noch «mündlich» verübt . . .

Das besseret vor em Hochset!

E Kaländergschicht i Glarner Mundart
vum Georg Thürer

Ja, das seit mä- n- eso! Hät es Maiteli e Bülle a der Schläfe, gross und blaab wie- n- e Zwätschge, und chunts truurig vum Spiegel zur Mueter, so tröschdets die, strychlet em über ds Haar und seit: «Lueg, Chind, das besseret vor em Hochset!» — und schu tuet 's nümme eso weh wie vorane. Oder hät e Chnab e- n- Eisse uf der Nase und will er halt nümme under d Lüüt, so seit öppe- n- e Kamerad: «Fryli, der rot Zingge mit em grosse Büggel und em gälbe Chrüneli isch ekei Schmugg für dich, aber das chunt und gaht und besseret einewäg vor em Hochset!»

Wie isch ächt die Redesaart uufchuu? Ich ha lang und wyt und breit ummegfraget und gfrägelet und bi dänn ändtli derhinder chuu, und zwar amene goldige Hochset. Mä hät Bilder ummebotte und trotz de gälbe Maase uf den Fotene gsih, as der Pfarer vor fünfzig Jahre e schüüs Paar ygsägnet hät. Bsunderbar d Bruut sig währli e bildhübsches Maitli gsy, händ die eltische Gescht gseit, und mih as ei Puurscht hett das Hedi nüd uugäre as Frau gha. Mä hät das gare glaubt, wämmä di goldi Bruut aglueget hät, jetz mit wysse Haare statt em Schleier. D Auge händ der Glanz bhalte und d Fält händ em Gsicht uf e- n- e Aart e nüue Reiz gy, und das heisst uf wälsch charme. Uf all Fäll hät die Frau das säb Gheimnis gwünscht, wo- n- e Bärner de Lüüte i ryfere Jahr agwünscht hät: Mä sött chönne grau wärde ohni z gräutschele. Wo si anechuu isch, hät

d Frau Höfti Freud bracht. Au i dem chlyne Säali bim goldige Hochset: si isch zu allne Gescht as Wyli anegsässe, zu de Nachbuure, zu Chind und Ähnichind und gäge Mitternacht au zum alte Toggter Wäber; das isch ihre Huusarzt gsy. Si hät dem eltische Gascht d Hand gnuh und gseit: Wüssed Si nuch, Herr Toggter, wo Si züenis gseit händ: «O, das besseret nuch vor em Hochset!» Er hät gniggt und d Auge hinder de Brillegleser händ glüüchtet. «Und hani e lätze Bscheid gy?» — «Nei, es hät gstimmt. Es isch alles bald ver- narbet, innedure und ussedure.»

Ich ha jetz natürli d Ohre gspitzt und gfraget, ob due d Redesart schuu gang und gäb gsy sig wie hütigstags. «Nüd as i wüsst!» hät der Herr Toggter gseit und d Bruut vu duezmal — ebe di gfreut Frau Höfti — meint au, si heigs vor guet fünfzig Jahre das allereerscht Mal ghört säge, aber es heig uuf und eebe für e Maa passet, wo chuurz vor em Hochset nuch im Spital gläge sig. Und eis Woort hät ds ander gy. D Frau Höfti isch i ds Verzelle inechuu und nacheme Wyli sind all bi eim mit ihrne Stüehl i d Neechi gruggt. D Buebe und d Maitli sind uf de Simse gsässe und händ halt glosset wie d Schwy em Füh. O ich wett, ich chännt verzelle wie die 70jährig Frau. Aber ebe, ich ha keis Blyli bimer gha und nuch nüüt vuneme Tonband gwüsst. Ich staggele jetz eifach der Spuur naache, was si öppe gseit hät und nüüt für uuguet, wänns nu de